

Frühe Not

Autor(en): **Schnmid-Marti, Frieda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **48 (1944-1945)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663078>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gestorben sein. Späätü Laubrisi, späte(r) Früelig, so verkündet die Volksweisheit.

Hoffentlich haben wir jetzt ein rechtes „G'raat-Jaar“, es gäbiges Jaar! Aber alles auf einmal bekommt man schwerlich in Fülle: Es Obs-Jaar ist keis Wü(n)-Jaar. Eine andere Bauernregel

behauptet: Spfeljaar, Hungerjaar! Darnach wäre in einem guten Apfeljahr der Getreidesegen gering. Wenigstens muß der Bauer heutzutage keinem Grundherrschaft mehr das Herbsthuhn oder den Herbsthahn liefern.

-r-

Frühe Not

Rudolf Linder, der Kleinbauer auf dem Ramiseggli, saß mit seinen Leuten beim z'Macht.

Es ging gar still zu am Tisch. Niemand sprach. Der Vater schob mechanisch den Löffel Röstli zum Munde und sann in sich hinein. Die Mutter hatte ein kummervolles Gesicht. Margritli und Hans löffelten auch schweigend aus ihren Tellerchen.

„Es geht nicht anders, Frau, wir müssen eines von den Tieren geben. Entweder das Broni oder den Stern. Ich schreib's am nächsten Samstag im Amtsanzeiger aus.“

Nach langer Stille erhebt die Frau ihre müde Stimme:

„Wie viel fehlt noch am Zinsgeld, Vater?“

„Dreihundertsiebenzig Franken! Das Erdäpfelgeld langt nirgends hin. Windfallholz gibt es nur zwei Kubikmeter. Und sonst haben wir nichts zu verkaufen.“

Hans schaut den Vater mit schreckweiten Augen an und beginnt plötzlich heftig zu weinen. Sein ernsthaftes Bubengesicht ist ganz überrieselt von jäh hervorspringenden Tränen.

„Aber Hans, was soll das?“ verweist erschrocken die Mutter, die, ganz hingegeben an ihren Kummer, des Bubens nicht geachtet hatte.

Eine gute Weile bleibt die Antwort aus. Nichts ist zu hören, als das ungestüme Schluchzen.

Auf einmal aber hebt der Bub die tränen-schweren Lider und sieht den Vater an: „Wenn das Broni verkauft wird, Vater, so schaffe ich nichts mehr.“

Mit zitterndem Atem, ohne die Tränen fortzuwischen, erhebt sich der Knabe und stürzt aus der Stube.

Hinter dem Haus wirft er sich auf den Dengel-

stock und macht seinem Kummer Luft. Leise betet er in sich hinein:

„Lieber Gott, gib, daß wir das Broni nicht verkaufen müssen.“ — — —

Vom ersten Tag der Geburt an hat Hans das Broni betreut, hat es mit dem Strohwisch trocken gerieben, als es dem Mutterleibe entschlüpft war, ihm ein warmes Nest bereitet in der hülben Stall-ecke. Seit der Stunde, da das Kälblein auf seinen schwanken, hohen Beinen zum erstenmal in die Welt staunte, bis zu diesem Augenblick hat er das Tier gefüttert, getränkt, gestriegelt, sein Werden und Wachsen verfolgt. Er führt Gespräche mit ihm, wenn es mit dem feuchten Maul seine Hand leckt. Und nun es erwachsen ist und Mutterpflichten entgegengieht, hat er ihm erst recht alles zuliebe getan.

Er führt es täglich ins Freie. Es ist nun schon ein schönes, stattliches Tier und Hansens Stolz.

Heimlich macht er Pläne: Wenn das Broni wieder eine Kuh werfen würde! Wenn sie noch eine halbe Jucharte Land empfangen würden! Und er so recht, ja, so recht schaffen würde.

— Vielleicht könnte er bald etwas beitragen, ganz aus ihm selbst, daß es ein wenig leichter ginge. Der Vater mußte so schaffen und schinden und genug tun! Und die Mutter — was mußte sie alles tun! Wenn er in der Schule war, mußte sie überall mit Hand anlegen, beschütten helfen, grasen, füttern, manchmal sogar melken.

Der Vater war oft krank.

In der jüngst verflossenen Nacht hatte Hans einen wunderbaren Traum: Ein ganzer Stall voll Broni-Nachkommen standen in Reih und Glied. Aber es war nicht der enge, dumpfe Stall auf dem Ramiseggli, sondern ein neugebauter,

großer lustiger, voller Ruhe, Gusti, Kälblein, lauter Fälscheden, wie Broni gezeichnet, und Hans war hier Bauer und hatte zu befehlen.

Wieder beginnt er heftig und laut zu weinen.

Plötzlich steht die Mutter neben ihm. Aber mit keinem Wort versucht sie den Buben zu trösten, weil sie weiß, das Herz ihres Kindes brennt im ersten, tiefen Leid. An diesem Tag kennt sie ihren stillen Jungen gar nicht mehr.

„Komm heim, Hans,“ sagt sie leise, und der Knabe folgt ihr.

*

Am Samstag steht richtig im Amtsanzeiger ein Inserat:

Zu verkaufen:

Eine neumeltige, junge Kuh, oder ein näheres Kind, prämiierter Abstammung, von zweien die Wahl, bei

Rudolf Linder, auf dem Ramiseggli.

Schon am Samstagnachmittag kam durchs Mattenweglein der Schwandhus-Christen dahergestapft.

Hans wusch am Brunnen Kartoffeln und sah ihn kommen. Blitzschnell wußte er: der kommt wegen Broni!

Christen war ein gerngesehener Bauer und beliebt. In diesem Augenblick haßte ihn Hans. Mit rotem Gesicht schafft er, wirft die Erdäpfel mit fahrigen Händen in den Korb und trägt ihn der Mutter in die Küche. Darauf läuft er querfeldein ins nahe Gehölz, steht dort eine Weile an den Stamm des mächtigen Eichbaumes gelehnt, den Blick gradaus auf das Ramisegglihusli gerichtet. Dann wirft er sich zu Boden und harret atemlos, was sich daheim begeben will. Um keinen Preis hätte er das übliche Feilschen um Broni oder Stern mit ansehen und hören können.

Ah! Er sah, wie der Schwandhüsli-Christen die Ruhe betastete, besah, ihre Leiber abklopfte, wie sein Kennerblick wohlgefällig das herrlich gezeichnete Broni musterte... und dennoch um den Preis feilschte, wie ein Jude.

Hans haßte den Christen zum zweitenmal. Ab und zu flog ein Seufzer von seinen Lippen. Einmal eine leise Bitte:

„Lieber Gott, nur nicht das Broni!...“

Zwei Stunden sind verflossen. Da sieht er den Christen drüben aus dem Stall treten. Er führt eine Kuh an der Halfter. Es ist der Stern. — —

Hans atmet auf wie von Zentnerlast befreit: „Doch nicht das Broni!“ Der Stern war ihm auch lieb. Aber es ist nicht das Broni. — — —

Der Bauer ist schon eine gute Weile mit der Kuh verschwunden. Endlich macht Hans sich auf den Heimweg.

Niemand spricht im Haus über den abgeschlossenen Handel und die fortgeführte Kuh. Schweigsam geht die Mutter der Arbeit nach. Der Vater dengelt. Das späte Gras ist zäh und die Sense muß scharf sein. — Es scheint Hans, der Vater schlage härter zu als sonst. —

Im Stall, in der mageren Reihe der Tiere klappt eine Lücke. Zwei Stück stehen noch am Barren, der Bläß und das Broni, und weiterhin in der Ecke das Zugkalb. Alle drei muhen um die Wette. Sie haben Langezeit nach dem Stern.

„Binde den Bläß näher zum Broni,“ sagt der Vater mit rauher Stimme, wie er gemolken hat. Das ist alles, was er an diesem Abend redet. Er weicht mit dem Blick an Hanses Gesicht vorbei.

In der letzten Novemberwoche, an einem Abend kalbt das Broni und wirft ein schönes Kuhkalb. Hans ist außer sich vor Freude. Nun beginnt sich doch noch etwas von seinem herrlichen Traum zu verwirklichen. Nun würde es wieder aufwärts gehen! —

Aber wieder kommt ein jäher Rückschlag.

Broni, die junge Mutterkuh, will sich nicht säubern, bekommt Fieber und Fröste und versagt mählich die Milch.

Der Tierarzt kommt, und es setzt eine langwierige und mühsame Behandlung ein.

Wieder kehrt auf dem Ramiseggli die Sorge ein, die Hans nicht zum mindesten mitträgt. —

Broni serbelt immer noch. Indessen glaubt der Tierarzt, daß man die junge Kuh durchbringt. Hingegen mit dem Milchertrag ist es so gut wie nichts.

Eines Abends im Dezember bereitet Mutter Linder das Nachteffen. Die Milch langt nicht ganz, eilig geht sie nach dem Stall, um noch ein wenig aus der Brente zu nehmen. Schon vor der Stalltüre hört sie drinnen reden und weiß doch,

daß Hans allein ist. Der Vater ist auf der Heubühne und schrotet Futter. Ungewiß horcht sie, wer da sei und streckt behutsam den Kopf hinein. Aber sie sieht nichts als zwei magere Bubenarme um Bronis Hals geschlungen. Er führt, wie oft, mit ihm ein Gespräch:

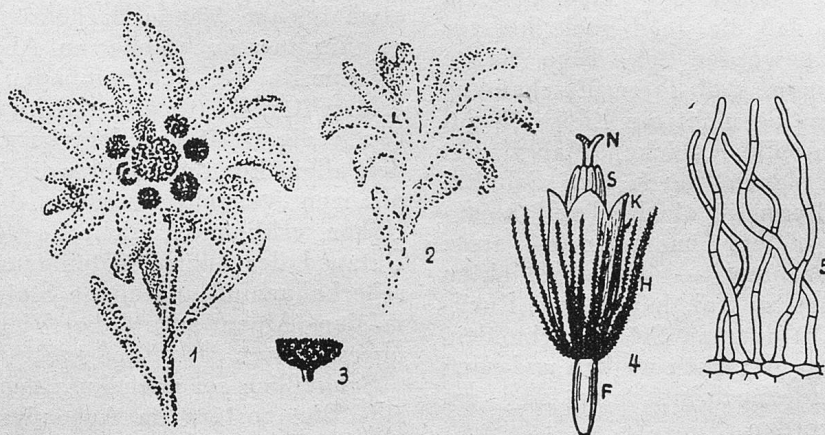
„Eh, du lieb's Broni! Wird doch bald wieder gung, gäll... Hesch du de lei Fröid, daß du es

Chälbli übercho hesch? Im Herbst göh mer de alli drü zämme uf d'Weid. Guet isch, het di der Ehrische nit übercho, süsch wär mer 's Läbe verleidet...“

Mutter Linder zieht leise die Stalltüre zu und erweilt die Milch, die sie in der Küche hat, auch wenn es nicht ganz genug ist.

Frieda Schmid-Marti.

AUS DER WUNDERWELT DER NATUR



Bildtext: 1. Edelweiss von vorn. 2. von hinten. 3. Blütenköpfchen, von der Seite gesehen (etwas vergrößert). 4. Einzelblüte eines Köpfchens mit Fruchtknoten (F), Haarkranz (H), Krone (K), Staubbeutel (S) und Narbe (N) am Ende des Griffels (stark vergrößert. Nach Schröter). 5. Einzelne Haare aus dem Blattfilz. (Vergrößert. Nach Kerner).

Um die letzte Jahrhundertwende entspannen sich im Schweizer Alpenclub große Diskussionen über die Wahl eines Clubabzeichens. Ein schönes metallenes Modell, das ein Edelweiß darstellte, lag vor und fand Anklang. Aber es wurde abgelehnt, weil es dem Abzeichen des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins, der das Edelweiß bereits hiefür gekapert hatte, zu ähnlich war. So ist das Edelweiß das Symbol für alpine Eigenart und alpine Schönheit. Auf Plakaten und Prospekten, auf Reiseandenken und in Schaufenstern alpinen Kurorte muß das Edelweiß bei bergfreudigen Sommerfrischlern werben. Auf Teeservietten eines Berggasthauses, in Inseraten für Autocarfahrten wird es sogar regelrecht mißbraucht, indem zum „Edelweißpflücken“ gelockt wird.

Ist denn das Edelweiß wirklich ein Vollbürger unserer Alpen? Niemals. Es ist keine gebürtige Alpenpflanze, nicht einmal ein Europäer, sondern ein Asiate. In China und Sibirien tritt es in großem Verwandtschaftskreis, nämlich in über dreißig Arten auf. Es bewohnt dort

auf weiten Räumen Steppen und Wiesen und wagt sich vereinzelt bis in Höhen von 5400 m empor. Von dort aus haben einzelne Arten ihre Wanderungen in Nachbargebiete angetreten und mit ihren äußersten Vorposten selbst mittel-, süd- und westeuropäische Gebirge erreicht: die Alpen, den Appenin und die Pyrenäen. Diese Einwanderung in Europa mag schon während der Eiszeit erfolgt sein, wenn auch nicht im Hochstadium der Vereisung. Bekanntlich haben die alpinen Gletscher das Vorland etwa viermal überflutet und sich nachher, in klimatisch günstigeren Zeiten, allemal wieder auf ihren Gebirgsherd zurückgezogen. In einer dieser Zwischeneiszeiten hat der kühne asiatische Einwanderer vermutlich die europäische Grenze überschritten und sich in Europa weithin ausgebreitet. Es ist denkbar, daß er sich selbst während der letzten Eiszeiten nicht aus den Alpen hat vertreiben lassen, sondern die Eiszeit, nebst anderen pflanzlichen Bewohnern des Hochgebirgs, an eisfreien Stellen im Alpeninnern wenigstens teilweise überdauert hat. So